

Manfred Tisal

Kurz ermittelt:

„Tod am Lokus“

„Die kleinsten Sünder
tun die größte Buße!“

Marie von Ebner-Eschenbach

Kurz ermittelt: **„Tod am Lokus“**

www.tisal.at
www.ferienwohnung-tisal.at

© 2021 Manfred Tisal

Umschlaggestaltung: myMorawa

Verlag: myMorawa von Dataform Media GmbH, Wien
www.mymorawa.com

ISBN 978-3-99129-117-6



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Fast lautlos, um nicht gehört zu werden, denn sein Besuch sollte ja eine Überraschung sein, fuhr Mario in den Hof des elterlichen Bauernhofes. Es kam selten vor, dass er nach Hause kam, denn er arbeitete fast 200 km entfernt, in einer Fabrik, die Autobestandteile herstellte. Dort hatte er auch eine kleine, schmuck eingerichtete, saubere Wohnung, in der er alleine lebte.

Frau, Lebensgefährtin oder Freundin hatte er keine. Zurzeit halt nicht. Er war mehr ein Einzelgänger und ständig auf der Suche nach einer Erfüllung, wie er ständig sagt. Es war auch schon der fünfte Job, den er mehr oder weniger begeistert in den letzten drei Jahren, nachdem er den Hof verlassen hatte, in Angriff genommen hat. Dies alles sehr zum Leidwesen seines Vaters, der fest damit gerechnet hatte, dass Mario einmal den elterlichen Hof weiter bewirtschaften wird.

Mario öffnete die Tür seines Autos, stieg aus, ging zur Haustür, und wollte diese leise öffnen, um nicht gehört zu werden. Es sollte ja eine Überraschung sein. Ein schwieriges Unterfangen, denn er wusste, dass die Haustür schon seit jeher laut knarrte. Einmal schmieren wäre nicht schlecht, dachte er bei sich. Doch sie ließ sich nicht öffnen. Versperrt. Aber sie war doch noch nie versperrt, rätselte er. Sein Vater hasste verschlossene Türen. Er sagte immer, versperrte Türen ebneten den Weg für Einbrecher, da sie vermuten, man hätte was zu verbergen. Außerdem, was sollten sie stehlen, das mehr wert war als Schloss und Haustüre. Massive Eiche und handgeschmiedetes altes Schloss. Antik und vermutlich schon mehr als 300 Jahre alt. Aber was soll's. Vielleicht hatte Vater seine Meinung geändert. Weit konnte er nicht sein. Einkaufen

vielleicht, oder im Wald, um Holz für den nächsten Winter zu schlägern.

Ein Haufen unbearbeitetes Brennholz, zum Aufhacken und Schlichten bereit, lag ja schon im Hof, zwischen Wohnhaus und Stall.

Mario schaute im Stall nach. Kühe oder Schweine hatte Vater schon lange nicht mehr. Er überlegte kurz, nahm eine alte Hose, die auf einem Nagel hinter der Tür hing, wie immer, holte aus der kleinen Werkstatt unter der Stiege zur Tenne eine Axt und begann Holz zu spalten, um es dann entlang der Stallmauer zu schlichten. Er hatte ja Zeit. Urlaub. Und den wollte er zu Hause verbringen. Wie immer. Seinem Vater, der ja auch schon in die Jahre gekommen war, helfen und ihn überreden den Hof zu verkaufen, um seinen Lebensabend in der Stadt oder betreut in einem Seniorenheim zu verbringen. Aber so sehr sich Mario auch bemühte, ihm vom Vorteil, den so ein Schritt mit sich bringen würde, zu überzeugen, so sehr wehrte sich der bodenständige Griesgram, sich überhaupt mit seiner Zukunft und der Versorgung im Alter zu beschäftigen, geschweige denn darüber zu reden. Dabei war er früher ein lebensfroher und weltoffener Mensch, der anderen stets mit einem Lächeln oder einem Schmah auf den Lippen begegnete.

Ja, er war bei allen beliebt. Und ein Bauer, wie er im Buche steht. Das Halten von Kühen, Schweinen und allerlei Getier, wie auf einem Bauernhof üblich, war seine Leidenschaft. Biologisch. Alles rein Biologisch. Seinen Schnaps, seinen Speck und seine Wurst- und Aufstrichspezialitäten schätzten alle, die in den Genuss dieser kamen. Sein freundliches Wesen und seine Art

auf Menschen zuzugehen brachten ihm auch einen zugegeben zweifelhaften Ruf ein.

Nämlich den eines Weiberhelden. Vielleicht auch deshalb, weil er es liebte, Sissi, der Kellnerin im Dorfwirtshaus, auf den Po zu klapsen.

Eine Angewohnheit, die ihm, aber nicht Sissi gefiel. Einmal setzte es dafür sogar eine Ohrfeige, was Schorsch, so heißt Marios Vater, überhaupt nicht störte. Im Gegenteil. Je öfter ihn die anderen Gäste wegen der Ohrfeige hänselten, umso mehr machte es ihm Spaß, Sissi auf den Po zu klopfen, oder danach zu kneifen.

Vielleicht war es auch eine Art Gegenleistung, die er von Sissi für die Ohrfeige forderte. Dass es für seine Unart etwas großzügigeres Trinkgeld gab, war vielleicht mit ein Grund, warum sich Sissi diese Handgreiflichkeiten von Schorsch geduldig auch weiterhin gefallen ließ.

Dies und viele andere Erlebnisse gingen Mario durch den Kopf, als er die Axt auf die Holzklötze schwang, um die einzelnen Stücke dann auf das bereits angefangene Spalier zu schlichten. Kraft hatte Mario und es fiel ihm leicht, das trockene Holz mit einem Hieb zu spalten. Vater wird sich sicher freuen, dachte er bei sich. Es wird Zeit, dass er kommt. Es dämmt schon. Doch nichts.

Kein Autogeräusch durchbrach die Stille und auch das Tuckern des alten Traktors, mit dem Vater immer in den Wald fuhr, war nicht zu hören. Der Holzhaufen wurde immer kleiner und kleiner. „Fertig“, sagte Mario vernehmbar. So als ob er hoffte, dass ihm jemand zuhörte. Er legte die Axt beiseite, huschte in die kleine

Werkstatt unter der Stiege und zog die verschlissene alte Hose aus, um sie mit der auch nicht gerade schöneren Jean, die er am liebsten trug, zu tauschen. Irgendwie war er beruhigt, denn er hatte vergessen seinem Vater etwas mitzubringen. Zumindest eine Flasche Wein, wie üblich, wenn er zu Besuch kam.

Das gehackte und geschlichtete Holz war sicher eine Entschädigung dafür. Jetzt erst fiel ihm der Schlüssel ein, der immer unter dem Blumentopf neben dem zweiten Fenster von links lag. Er steuerte darauf zu, hob den schon ziemlich moosigen Topf auf und entnahm das geschmiedete Etwas mit dem überdimensionalen Schlüsselbart. Er sperrt noch immer, freute sich Mario und öffnete die in den Angeln quietschende Eichentür.

Alles beim Alten. Auch der Geruch, den Mario immer schon mit seinem Zuhause verband, war der gleiche. Es gelang ihm jedoch nie, dieses Gemisch von Seife, im gusseisernen Kessel gekochten Kartoffeln, Mottenkugeln und Geselchtem genau zu definieren. Es war einfach da. So wie immer, wenn er das Haus betrat. Die Küchentüre stand offen und am Ecktisch unter dem Herrgottswinkel stand noch das Frühstücksgeschirr. So, als wäre vor kurzem noch jemand hier gesessen.

Vater kann also nicht weit sein. Mario steuerte auf die Stiege in den ersten Stock zu, um in sein Zimmer zu gehen, in dem, ja mit dem, er seine Kinder und Jugendzeit verbrachte. Wie die Haustüre quietschte auch diese Tür in den Angeln, als er sie öffnete. Und alles war so, wie es sich Mario vorgestellt hatte, als er auf dem Weg nachhause war. Nur das Spinnennetz im rechten Fens-tereck wies darauf hin, dass er schon einige Wochen

nicht mehr hier war. Und Spinnen konnte Mario nicht leiden. Doch etwas fehlte.

Rein gefühlsmäßig. Er blickte sich um und blieb an der linken Wand hängen. Es war das Bild.

Das Bild seiner Mutter, die vor drei Jahren spurlos verschwunden war. Einfach weg. Nicht einmal über Nacht, sondern tagsüber von einer Stunde auf die andere, während Vater im Stall beschäftigt war. Zugegeben, es gab oft Streit zwischen den beiden, aber den wahren Grund für ihr Verschwinden konnte keiner deuten. Selbst eine Vermisstenanzeige brachte kein Ergebnis. Keiner, weder Vaters Schwester, zu der sie oft Kontakt hatte, noch die Nachbarn, die Sängerinnen und Sänger des Kirchenchores, bei dem sie begeistert mitsang, wussten etwas über den Verbleib der Mutter. Nach einem Jahr hatten Vater und Mario die Hoffnung aufgegeben sie jemals wiederzusehen. Das Gefühl am Verschwinden schuld zu sein, belastete Vater bis zum heutigen Tag. Na ja, bis zu Marios letztem Besuch zumindest.

Aber was soll's. Geschehen ist geschehen, obwohl der Gedanke, dass Mutter vielleicht nicht mehr am Leben war, für Mario bis zum heutigen Tag, sehr wohl quälend und belastend war. Aber das Bild. Warum ist es weg? Wer hat sich daran gestoßen, dass das Bild an der Wand hängt. Nun ja, es wird schon einen Grund haben, warum es weg ist, dachte er. Vielleicht hat es Vater in sein Zimmer gehängt. Mittlerweile wurde es 21 Uhr und Mario fing an zu gähnen. Die Arbeit beim Holz war anstrengend und die lange Fahrt ebenfalls.

Mario ging in die Küche, öffnete den Kühlschrank, nahm eine Flasche Bier heraus, begab sich wieder ins

Zimmer, machte einen kräftigen Schluck aus der Flasche, legte sich nieder und schlief ein. Sein letzter Gedanke war, dass Vater das Auto sehen, ins Zimmer kommen und ihn wecken würde.

Am nächsten Morgen weckte Mario nicht der Hahn oder der Haushund, wie früher üblich, sondern einzig die Gewohnheit um sechs Uhr aufzustehen, wie er es von seiner Arbeit gewohnt war. Er stieg aus dem Bett und in die Hose, zog sein T-Shirt über und verließ das Zimmer, um nach seinem Vater zu sehen. Keinen Raum in dem großen Haus ließ er auf der Suche aus. Küche, Wohnraum, Schlafzimmer, Wirtschaftsraum, Bad und WC, ja sogar in die kleine Speisekammer warf er einen Blick. Wo könnte er sein?

Vielleicht ein Besuch bei seiner Schwester. Er griff zum Handy, doch Tante Ludmilla, so hieß die Schwester, meldete sich nicht. Vater hasste Handys, weil er es nicht mochte, überall und immer erreichbar zu sein. Noch verdrängte Mario das Gefühl der Sorge um ihn. Er beschloss in den nahegelegenen Ort zu fahren.

Schosling war ein Zwanzig-Seelen-Dörfchen, nur drei Kilometer vom Hof entfernt. Eine kleine, von Grabstätten umringte Kapelle, ein Wirtshaus, ein Tante-Emma-Laden und drei kleinere Gehöfte. Sonst nichts. Der Ort fügt sich idyllisch in die Landschaft, die Mario schon deshalb liebte, weil er dort seine Kindheit verbrachte und viel Freude und Spaß am Spiel zwischen den Häusern, den Wiesen und Wäldern hatte. Er parkte sein Auto unmittelbar vor der Eingangstüre des Gasthofes zum Schoslinger Hof. „Heute Ruhetag“ stand handgeschrieben auf einem schmierigen Zettel an der Tür. Mario läutete. Erst beim dritten Mal ging ein

Fenster im ersten Stock auf und Tante Poldi, die Frau des Wirtes, rief lauthals und fragend in Richtung Mario, was los sei.

„Ich suche meinen Vater, weißt du vielleicht, wo er sein könnte?“

„Nein, alles kann man ja auch nicht wissen. Mir reicht es, wenn ich weiß, wo der Meinige ist.“ Mario konnte ein Schmunzeln nicht verbergen, weil er wusste, dass Otto, das war der Wirt, des Öfteren nicht nachhause kam, wenn er in die Stadt zum Einkaufen fuhr.

„Jetzt erkenne ich dich erst. Du bist es, Mario. Meine Augen sind halt auch nicht mehr die besten und wenn man einen Termin beim Augenarzt braucht, heißt es warten, warten, warten“, sagte Poldi leicht erbost. „Was willst? Deinen Vater suchst du? Den habe ich schon seit zehn oder vierzehn Tagen nicht mehr gesehen. Wie geht es eigentlich dir?“

„Danke gut, aber weißt du vielleicht, wo er sein könnte?“ Tante Poldi zog eine Denkerstirne auf, überlegte kurz und meinte kurz und bündig: „Nein, aber frag beim Greißler, die Alte weiß alles.“ Warum Mario nicht schon früher darauf kam, beschäftigte ihn kurz, also lenkte er seine Schritte in Richtung Tante-Emma-Laden. Zu Tante Resi. Dazu ist zu bemerken, dass alle älteren Frauen in Schosling Tanten und alle älteren Männer Onkels waren, auch wenn sie nicht zur Familie gehörten. Aber in Schosling waren alle wie eine Familie. Außer dem Pfarrer, das war der Herr Hochwürden. Wenn man ihn mit Herr Pfarrer ansprach, war ihm das zu minder.

Tante Resi's Laden war schnell erreicht, denn er lag nur etwa dreißig Meter vom Wirtshaus entfernt und

war trotz der frühen Stunde, es war sieben Uhr, bereits geöffnet. Wie gewohnt schlug die kleine Glocke hinter der Eingangstüre an, als Mario sie öffnete. Tante Resi war gerade damit beschäftigt, Kleingeld in die Registrierkasse zu zählen.

„Hallo, Tante Resi“, rief Mario. „Jö, der Singer Bua. Wie geht's deinem Vater, den habe ich schon zwei Wochen nimmer gesehen. Ist er krank? Er hat zwei bis dreimal die Woche eine Leberkäsesemmel und ein paar Kleinigkeiten bei mir gekauft. Das große Geschäft machen ja die Supermärkte in der Stadt. Die sind noch der Tod unserer Branche. Die alte Filzmoserin hat mir letzts gesagt ...“ Hier unterbrach Mario Resis Redefluss und hakte ein: „Könnte vielleicht die Filzmoserin, die Tante Traude, sagen, wo mein Vater ist?“

„Könnte schon sein, also ich weiß gar nichts“, sagte Resi, worauf Mario sich bedankte und fluchtartig den Laden verließ, um sich nicht auf einen Tratsch einlassen zu müssen. Wenn die Frauen von Schosling nichts wussten, dann wussten die Männer erst recht nichts, dachte sich Mario, setzte sich ins Auto und fuhr wieder auf den Hof.

Wo kann er nur sein. Langsam machte er sich Sorgen. Und Mario kannte das Gefühl vom Verschwinden seiner Mutter. Vorsichtshalber durchsuchte er noch den Stall, die Tenne und die kleinen Nebenräume, in denen das Werkzeug und die Geräte untergebracht waren. Auch den Wagenschuppen und den Traktorunterstand ließ Mario nicht aus. Zirka fünfzig Meter vom Stall entfernt, in Richtung Schosling, stand noch eine Hütte, eine kleine Bauernstube, die sich Vater einmal vor Jahren für Mußestunden aus Blockhölzern gebaut hatte.

Vielleicht auch um nach der Jagd, der er immer schon mit großer Leidenschaft frönte, mit seinen Jagdkumpanten einen zu heben. Dort konnte er auch die Trophäen verwahren, die Mutter nie im Haus haben wollte.

Mario steuerte auf die Hütte zu. Sie stand unter einer Dreiergruppe schon ziemlich alter Birken. Auch hier war der Schlüssel unter einem losen Fensterbrett versteckt. Mario öffnete die Tür, die wie alle Türen am Hof knarrte, und blickte in den Raum, der vollgepflegt mit Trophäen war. Schnapsflasche und Stamperln standen noch am Tisch mit dem karierten Überwurf.

Also hier ist er auch nicht, dachte Mario und spürte schon eine leichte Regung im Bereich der Öffnung am hinteren Ende. Es war der allmorgendliche Drang auf das stille Örtchen zu gehen, den er diesmal in der Aufregung um die Suche nach seinem Vater total übersah, vielleicht im Unterbewusstsein sogar verdrängte. Hinter der Hütte, im Plumpsklo hätte er ja Gelegenheit, fiel Mario ein und er machte sich auf den Weg dahin. Er schob den Riegel zur Seite, öffnete die Türe – und stand starr vor Schreck wie angewurzelt mit offenem Mund da. Das Klo war besetzt. Sein Vater saß am Lokus. Regungslos, leblos, schon der Verwesung preisgegeben, deren Folgen man bereits roch, den Blick starrend ins Leere. Er war tot, das sah Mario sofort.

In dem Moment vergaß er den Drang auf das Klo zu gehen, schloss die Türe und rannte so schnell er konnte zu Haus und Auto. Was sonst hätte er tun können. Ach ja. Zum Handy greifen und den Polizeinotruf wählen. Am anderen Ende der Leitung meldete sich eine Frau. „Mein Vater“, stammelte Mario, „sitzt tot am Klo. Am Plumpsklo neben der Jagdhütte.“ „Natürlich oder

Fremdeinwirkung“, klang es merkbar schmunzelnd weiter.

„Keine Ahnung, er sitzt einfach da und genau nachgesehen habe ich auch nicht. Der Schreck sitzt mir jetzt noch in den Gliedern.“ Sie fragte nach Namen und Adresse bemerkte noch, dass sie einen Streifenwagen und einen Arzt verständigen würde und legte auf.

Für Mario hieß es jetzt warten. Minutenweise schaute er ungeduldig auf die Uhr, die er von seinem Vater zum achtzehnten Geburtstag geschenkt bekommen hatte. Die schrecklichsten Szenarien schwirrten durch Marios Kopf. Und wenn doch ... Fremdeinwirkung, nein, Vater hatte ja seines Wissens keine Feinde, und gesund war er auch, oder hatte er beim letzten Telefonat vor fünf Tagen etwas verschwiegen. Zweifel regte sich und ein Funken von Schuldbewusstsein. Vielleicht hätte er doch öfter nachhause kommen sollen. Und wieder blickte er auf die Uhr. Er setzte sich auf die alte Holzbank vor dem Haus, und wartete. Etwa eine halbe Stunde. Nun ja, im Dorf gab es keine Polizeistation und für das Schlichten von kleineren Reibereien war Hochwürden zuständig. Er stellte sich schon zwischen raufende Jugendliche, schlichtete so manche Streiterei und statt einer Strafe verordnete er Buße und Gebete. Endlich. Schon von weitem war das Folgetonhorn zu hören. Mit quietschenden Reifen bog der Streifenwagen in den Hof und zwei Polizisten stiegen hastig aus dem Fahrzeug.

„Wo ist die Leiche?“, fragte der eine der beiden. Er war etwas dicklich und wirkte schon beim Aussteigen eher schwerfällig, während der andere im Gegensatz zum ersten eher schlaksig daherkam. Vom gut

durchtrainierten Schimansky keine Spur. Die Zwei erinnerten Mario eher an Dick und Doof in Uniform. Erst jetzt sah Mario, dass sich auch die hintere Tür des Polizeiautos öffnete, und ein Mann, der scheinbar auf das Wachsen vergessen hatte, ausstieg. Er war gleich hoch wie das Polizeiauto.

Mario grüßte kurz und winkte den drei Beamten, ihm zu folgen. In diesem Moment bog ein Mercedes in den Hof. Mario kannte das Auto und auch seinen Besitzer. Es war Dr. Sturm, der Sprengelarzt. Ihm folgte der alte Käfer von Onkel Rudi, der rein zufällig auch Käfer hieß, der Taunus von Tante Dolores, die Schmutzbäuerin und der alte Messner, der Wendelin, den Familiennamen kannte niemand, mit seinem Moped. Sicherlich aus Neugier, denn ein Polizeiauto mit Folgetonhorn gab es in Schosling äußerst selten. Und wenn, dann nur wenn die Kinder um einen Probeton baten, sollte der Polizeiwagen rein zufällig auf Streife durch Schosling fahren.

Mario schritt eilenden Schrittes zur Hütte, die drei Beamten folgten im Gänsemarsch und mit Respektabstand die Neugierigen aus Schosling. Bis auf Koloman, er überholte alle bis auf Mario. Wahrscheinlich um als Erster beim Fundort des Toten zu sein. Den Anblick einer Leiche war Koloman ja gewohnt, da er auch Totengräber des Dorfes war. Na ja, wenn einer starb und das war in den letzten fünf Jahren nicht der Fall.

Mario öffnete die Klotür und die drei Polizisten drängten sich förmlich vor dem schmalen Eingang. Die anderen schauten um die Hausecke. Nur Dolores sagte erschrocken: „Mein Gott der alte Schorsch!“ Einer der

beiden Polizisten, es war Dick, sagte hastig: „Nichts berühren. Wir warten auf den Doktor.“

Doktor Sturm zottelte gemütlich daher. Viel langsamer als sein Name zu versprechen schien. Schien, wie gesagt. Der Arzt stellte seine Tasche ab, näherte sich dem Toten, schnallte sich einen Mundschutz, wahrscheinlich wegen des penetranten Geruches, um und sagte bereits aus einem Meter Entfernung: „Tot.“

„Das sehen wir auch, Herr Doktor“, meinte der Kleine, vermutlich der Kommissar, mit bestimmtem Ton „Und was war die Ursache?

Etwas unwirsch gab der Doktor Antwort.

„Glauben Sie, ich kann die Leiche im Scheißhaus untersuchen? Ich kann hier nur den Tod feststellen. Die Obduktion muss im Krankenhaus vorgenommen werden. Meine Aufgabe ist erfüllt. Wenn Sie den Totenschein brauchen, rufen Sie mich an.“ Mit diesen Worten schlich Dr. Sturm von dannen, ohne auch nur ein Wort des Grußes vernehmen zu lassen.

„So was von unhöflich. Wenigstens auf Wiedersehen hätte er sagen können, der Herr Doktor!“, sagte Tante Dolores.

„Lieber nicht, wer will schon einen Doktor wiedersehen“, bemerkte Koloman und besah sich den Toten aus angemessener Entfernung näher. Auf einmal ein Ausruf der Verwunderung. „Oha, seht doch. Das ist Blut. Was machen wir jetzt?“ „Na, ins Krankenhaus müssen wir ihn bringen. Ein Leichenwagen muss her, die Rettung transportiert keine Toten und auf mein Moped kann ich ihn nicht setzen. Ich bin erst zuständig, wenn ich sein Grab schaufeln muss“, meinte Koloman, der Messner und Totengräber von Schosling.

„Also gut“, meinte Dick, „dann rufe ich jetzt die Bestattung an. Die sind sowieso schnell, wenn es um das Geschäft geht. Die sollen ihn dann zur Obduktion ins Krankenhaus transportieren.“

Es vergingen keine vierzig Minuten, eigentlich sehr schnell, wenn man bedenkt, dass die Stadt doch zwanzig Kilometer von Schosling entfernt ist. Der schwarze Kombi bog in den Hof. Zwei Männer zogen einen Blech- oder Metallsarg aus dem Kofferraum, trugen ihn vor das Klo, stellten ihn ab und zogen zuerst Marios Vater an den Beinen aus dem Lokus. Interessiert sahen alle zu, wie sie ihn in den Sarg legten, diesen verschlossen und wortlos nickend, vermutlich aus Pietätsgründen, in Richtung Leichenwagen verschwanden.

„Was mache ich jetzt“, sagte Mario. „Nichts, das ist jetzt Sache der Polizei und keiner darf etwas anrühren. Solange bis wir einen Obduktionsbefund haben, verstanden?“ meinte der Kommissar bestimmend.

Darauf Koloman: „Du kannst eh nichts machen, er ist ja eh schon tot!“ Schön langsam löste sich die noch immer staunende Schar der Anwesenden auf. Onkel Rudi Käfer und Tante Dolores Schmutz stiegen in ihre Fahrzeuge und Koloman fuhr mit seinem Moped über die Wiese in Richtung Straße nach Schosling.

Mario stand mit hängenden Schultern vor dem Haus. Fassungslos und ratlos, wie er seit dem Verschwinden seiner Mutter nicht war. Er dachte sich: Ins Dorf brauche ich nicht zu fahren, um vom Tod meines Vaters zu berichten. Das besorgt sicher Tante Dolores. Sie war neben Tante Resi, der Greißlerin, die Tageszeitung von Schosling. Es gab nichts, was die beiden nicht wussten.

Auch wenn es nie passiert war. Und wenn sie wegen ihrer Tratscherei kritisiert wurden, so sagten sie nur: „Was soll's, beim Reden kommen die Leute zusammen, auch wenn einige deswegen schon auseinandergekommen sind.“ Dick und Doof und der Kommissar, die Namen konnte Mario nicht in Erfahrung bringen, waren noch damit beschäftigt, die Jagdhütte und das Plumpsklo mit einem Absperrband einzukreisen, um ein Betreten des bis zur Klärung der Todesursache vermutlichen Tatortes zu verhindern.

„Unsere Schnüffler kommen morgen früh“, sagte der Kommissar. „Die suchen auch, wenn sie nichts finden, so lange bis sie etwas finden, glauben Sie mir.“ Mario glaubte es nicht, sagte jedoch nichts, verabschiedete sich und ging ins Haus. Was sollen sie schon entdecken, es reicht ja schon, dass ich meinen Vater gefunden habe. Den Rest des Tages verbrachte Mario damit, in der Stube zu hocken und sich Gedanken über seine und die Zukunft des Anwesens zu machen. Aber morgen ist auch noch ein Tag, um darüber nachzudenken. Schauplatzwechsel.

Im Kommissariat in der Bezirkshauptstadt war alles in Aufruhr, denn Mord, obwohl es noch nicht sicher war, dass es einer war, gab es schon lange nicht mehr.

„Endlich etwas Aufregendes“, meinte der Kommissar und saß erwartungsvoll auf das vorläufige Ergebnis der Obduktion wartend am Schreibtisch. Dann endlich. Das Diensttelefon klingelte. Blitzartig griff er zum Hörer, sagte kurz „Hallo“, verstummte einige Sekunden und meinte dann: „Sind Sie sich sicher? Schusswunde im Brustbereich. Also Mord. Habe ich schon befürchtet. Und wann ist der Tod eingetreten? Aha, vor etwa

zehn Tagen. Gibt es sonst noch Auffälligkeiten? Nicht. Danke, dann können wir mit den Recherchen beginnen. Auf Wiedersehen!“

Zu Dick, Inspektor Franz Hollermeier, und zu Doof, Oberinspektor Bertl Rumwolf, sagte er noch: „Schauen Sie, dass unser Schnüffeltrupp bald mit der Arbeit beginnt. Wir brauchen Ergebnisse. Ich fahre gleich nach Schosling, um mich umzuhören. Man muss das Eisen schmieden, solange es heiß ist.“

Er setzte sich ins Auto. Ein Hybridfahrzeug von Renault, das er sich über drei Jahre vom Mund abgespart hat. Einziger Nachteil, der seines Erachtens unvorteilhaft war, war der etwas tief liegende Fahrersitz. Dies deshalb, weil er, der Kommissar, dessen Name übrigens Uwe Kurz lautete und trefflich zu seiner Körpergröße passte, sich etwas schwertat, durch die Windschutzscheibe zu schauen. Gerade und nach oben ging ja noch, doch vorne auf den Asphalt zu blicken, erforderte ein Strecken der Schulter und des Halses. Seinen Kollegen im Kommissariat entlockte es immer ein Schmunzeln, wenn sie seinem Renault folgten. Aufgrund der hohen Nackenstütze war vom Kopf des Kommissars nichts zu sehen und alle sprachen von einem führerlos gesteuerten Fahrzeug, das inkognito unterwegs war.

Der Weg nach Schosling schien für Kurz diesmal sehr kurz. Er stellte sein Auto neben dem Dorfbrunnen, der früher eine Viehtränke war, vor dem Schoslinger Hof ab und steuerte auf das Wirtshaus zu. Eine schwarze Fahne, in der Größe eines Badetuches, hing aus einem Fenster im ersten Stock und fiel ihm sofort ins Auge. Aus dem Nebenfenster schaute eine Frau neugierig auf

den Dorfplatz. „Grüß Gott, ist bei euch jemand gestorben?“, fragte der Kommissar.

„Warum wollen Sie das wissen, aber ja, vermutlich sogar ermordet. Das kommt bei uns selten vor. Aber mehr erfahren Sie nicht von mir. Man weiß ja noch nichts Genaues. Die Spurensicherung ist noch bei der Arbeit.“

Kommissar Kurz musste schmunzeln. „Sind Sie mit dem Toten verwandt?“

„Ach wo, wo denken Sie hin. Stammgast war der Schorschi Singer, Gott sei seiner Seele gnädig, in unserem Wirtshaus. Und bei uns gehört jeder Stammgast fast zur Familie. In unserem Dorf ist man ja auf jeden Gast angewiesen, wenn Sie verstehen, was ich meine und das bisserl Fahne war er uns schon wert, der Schorschi. Und wir Wirte gehören ja eh schon zu einer aussterbenden Spezies. Ist ja nichts mehr drin, wenn keiner drin ist, wenn Sie verstehen, was ich meine. Aber wenn Sie was trinken wollen, gehen Sie ruhig hinein. Gleich rechts ist die Gaststube. Wenn mein Mann nicht drin ist, läuten Sie einfach. Neben der Kaffeemaschine ist die Klingel. Dann komme ich hinunter, obwohl ich mir mit meiner Hüfte schon sehr schwer tu, über die Stiege, wenn Sie verstehen, was ich meine.“

Kommissar Kurz ließ sich nicht zweimal bitten. Er ging in die Gaststube, betätigte die Klingel, da niemand anwesend war und wartete. Es dauerte nicht lange und Poldi Sumper bog durch die Küche direkt hinter die Theke. „Was darf es sein, wenn es was sein darf“, fragte sie trocken. Einen Kaffee mit Milch und ohne Zucker!“

„Na, wegen einem Kaffee schalte ich die Maschine nicht ein, darf es was Anderes sein?“ „Vielleicht ein Glas Wasser, ich bin nämlich im Dienst“, sagte Kurz schroff.

„Na, jetzt verstehen Sie vielleicht, wenn ich sage, dass wir Wirte aussterben, wenn Sie verstehen, was ich meine“, sagte sie fast enttäuscht und weiter, „was ist das für ein Dienst?“ Sie schenkte ein Glas Wasser ein und stellte es auf die Theke. „Na, und?“, meinte sie kurz.

„Polizei. Mein Name ist Kurz, Kommissar Kurz. Kurz und bündig, Kommissar Kurz.“ Poldi erschrak förmlich und stotterte. „Ist das schon ein Verhör? Ich weiß nichts. Als Wirt darf man nichts wissen, wenn Sie verstehen, was ich meine. Da muss man sich mit allen gut stellen. Bei den paar Gästen will man sich's mit keinem verscherzen, wenn Sie verstehen, was ich meine.“ Und Kommissar Kurz verstand, was sie meinte. „Aber Sie werden mir doch sagen können, was für ein Mensch der Herr Singer war.“

„Na ja, was soll ich sagen. Ein guter Gast halt und sehr großzügig mit dem Trinkgeld, wenn er unserer Kellnerin, der Sissi, auf den Hintern klopfen konnte. Ich will ja nichts verschreien, aber der Sissi schien es zu gefallen. Entweder mochte sie es der Männer wegen, oder sie ließ es sich wegen dem Trinkgeld gefallen. Man weiß ja nie, was sich in den Köpfen der jungen Mädchen abspielt. In unserer Jugendzeit hat es so etwas nicht gegeben.“ Kommissar Kurz drängte ein wenig, weil er erwartete mehr von Poldi zu erfahren.

„Und, wo ist die Sissi?“ „Die hat Urlaub. Sie kommt erst nächste Woche wieder, wenn sie wiederkommt.“

Sie hat nämlich einen kennen gelernt. So einen Halodri. Der hat sie in letzter Zeit fast jeden Tag mit seiner Kawasaki vom Dienst abgeholt. Ich will ja nichts sagen, aber man weiß ja nie.“

„Kannte Ihr Mann Herrn Singer auch?“ „Das möchte ich meinen. Otto und er waren oft auf der Jagd. Und der Filzmoser Paul und der alte Bauer, der Mann von der Resi und der Herr Hochwürden, der Käfer Rudi und der Schmutz Pepi. Aber nicht wegen dem Schießen, sondern wegen dem Schüsseltrieb. Den hat es auch gegeben, wenn sie nichts geschossen haben, die Hallodris. Für uns war es halt ein gutes Geschäft. Und gelogen haben die, ich sag Ihnen, gelogen, dass sich die Balken in der Gaststube gebogen haben.“

Poldi unterbrach kurz um Kommissar Kurz zu fragen, ob er noch ein Glas Wasser möchte. „Nein danke, das reicht, ich bin ja kein Fisch“, sagte er schmunzelnd. „Ich komme sicher wieder, ich will mich nur ein bisschen im Dorf umhören.“ „Gut, aber eines sage ich Ihnen schon. Ich weiß nichts, wenn Sie wissen, was ich meine.“

Der Kommissar verließ die Gaststube, ging auf die Straße, sah sich kurz um und steuerte auf den Greißlerladen zu, um sich eine Wurstsemmel zu kaufen. Die Glocke bei der Eingangstür klingelte, hätte es aber nicht müssen, denn Resi Bauer stand bereits hinter dem Vorhang zum Schaufenster und spitzelte auf den Dorfplatz.

„Grüß Gott, was kann ich für Sie tun?“ „Eine Wurstsemmel. Extrawurst mit einem Blatt Emmentaler und Butter. Kein Gurkerl.“ „Das wollen sowieso die wenigsten, weil die Gurkerl die Semmel aufweichen. Den